Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 1

Artikel: Warum habt ihr Paul verraten?
Autor: Huber, Fortunat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079728

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Warum habt ihr Paul verraten?

Eine Geschichte von Fortunat Huber

Feinfühlig wie Sie sind, Fräulein Jukunde, tun Sie so, wie wenn Sie nicht sofort verspürt hätten, wie es um mich steht. Aber unter uns Freunden wäre jede Scham verfehlt, und so gestehe ich Ihnen denn: Sie haben recht, ich bin heute traurig gestimmt. Wobei ich allerdings feststelle, daß ich mich, seit Sie in Ihrer strahlenden Jugend vor mir stehen, bereits bedeutend wohler fühle. Und dies, obschon es mich jedesmal neu erschüttert, ein junges Mädchen wie Sie als Bardame beschäftigt zu sehen, das von Rechts wegen nach der besorgten Frage von Papa, ob die Schulaufgaben gewissenhaft erledigt sind, und einem anschließenden Gutnachtküßchen, spätestens Schlag 10 ins Bett gehört.

Aber weil ich daran nichts ändern kann und diese Bude Ihnen, da sie erst um 4 Uhr nachmittags die Pforten öffnet, wenigstens erlaubt, Ihr Kindergemüt richtig auszuschlafen, freut es mich, Ihnen auch heute das gewohnte Viertelstündchen Gesellschaft leisten zu dürfen.

Sie öffnen Ihr reizendes Mündchen. Aber ersparen Sie sich die Mühe. Ich weiß, Sie wollen mir, artig wie Sie sind, versichern, das Vergnügen liege ganz auf Ihrer Seite. Schön, ich betrachte das Kompliment als gehabt und werde Ihnen nun erklären, warum ich traurig bin.

Aber da fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nie erzählte, wie es mich zum ersten Mal in Ihre Höhle verschlagen hat. Dabei hat Sie gewiß die Frage schon oft umhergetrieben, wie ein Familienvater und angesehener Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten nachmittags um 4 Uhr in eine Bar wie die Ihre geraten kann.

Die Sache hängt mit einem meiner Schulkameraden zusammen. Nennen wir ihn Jasmin. Schulkamerad war er freilich nur auf beschränkte Zeit, denn in der fünften Klasse hat ihn seine Mama aus der Schule genommen. Die Luft an unserem Gymnasium schien ihr für die zarten Nerven ihres Lieblings zu rauh. Und, Fräulein Jukunde, Jasmin war wirklich ein ungewöhnlich zartbesaiteter Jüngling. Merkwürdigerweise mochten wir ihn alle dennoch gern. Der Jüngling hat sich ausgewachsen, aber zartbesaitet ist Jasmin bis heute geblieben. Als Menschenkennerin und Bardame kann Ihnen kein Geheimnis sein, wie schwer es Mimosen fällt, ihren Lebensunterhalt selber zu verdienen.

Der lieben Mama von Jasmin und seinem ebenfalls lieben, aber leider früh verstorbenen Papa war dieses schwere Schicksal erspart geblieben. Nicht so Jasmin, der sich nach einer sonnigen Jugend infolge von unvorsichtigen Kapitalanlagen hin und wieder genötigt sieht, Bekannte um Darlehen anzugehen. Darlehen, die er befristet abschließt, obschon von vornherein feststeht, daß er sie erst zurückzahlen kann, wenn ihm wieder eine größere oder – leider meistens – kleinere Erbschaft zufällt. Was erfreulicherweise bisher immer etwa eingetroffen ist und, wie die Verhältnisse liegen, vermutlich auch weiterhin eintreffen wird.

So weit, so gut. Fatal ist bloß, daß, wer Jasmin ein Darlehen gewährt hat, ihm nicht begegnen darf, wenn er außerstande ist, dieses fristgerecht zurückzuzahlen. Trifft man ihn nämlich in jener Lage, ist es äußerst peinlich mitanzusehen, was er dabei durchmacht. Er krümmt sich vor Scham wie ein seelisch gepeinigter Wurm.

Nun gab es sich, daß mir Jasmin wieder einmal einen zur Rückzahlung fälligen Betrag schuldete. Keine Menge Geld, aber immerhin eine Summe, die ein Mann, der kein Krankenkassengewaltiger ist, sondern ein ausgelasteter Spezialarzt, nicht einfach vergessen kann. Ich wußte, daß es Jasmin unmöglich war, mich zu befriedigen. Er hätte es sonst von sich aus getan. Überdies war mir im Laufe der letzten Monate keine Todesanzeige unter die Augen gekommen, die unter den trauernden Hinterlassenen auch Jasmin anführte.

Sie begreifen deshalb meine Bestürzung, als ich eines nachmittags auf meinem kleinen Erholungsspaziergang nach der Sprechstunde Jasmin auftauchen sah. Es gab für mich nur eines: verschwinden! Die Flucht nach vorn jedoch kam nicht in Frage. Das zarte Gewissen von Jasmin hätte es ihm verboten, mich vorübergehen zu lassen, wie wenn wir uns nicht gesehen hätten. Ein Rückzug schloß sich aus. Ich wäre nämlich einer mitteilungslüsternen früheren Patientin in die Arme gelaufen, die ich eben erst von hinten überholt hatte. Ein Entweichen auf die Straße hätte bei dem herrschenden Verkehr meinen sicheren Tod bedeutet.

So blieb nur eine scharfe Schwenkung zum nächstgelegenen Hauseingang. Aber die Pforte, durch die ich in blinder Hast verschwand, führte mich nicht, wie erwartet, in einen Hausflur, sondern über eine übelbeleuchtete Treppe hinunter in Ihre Bar, die ich, trotz der schreienden Neongirlanden am Eingang, bisher nicht beachtet hatte, obschon ich doch mehrmals an ihr vorübergegangen sein mußte. Wobei mich entschuldigen mag, daß das Etablissement damals, wie ich dann von Ihnen erfahren habe, erst seit einer Woche offen stand.

Meine Überraschung war groß und – Sie verstehen mich – wenig angenehm. Umso größer war mein Staunen, als ich hinter der sargähnlichen Bartheke Sie, Fräulein Jukunde, erblickte. So muß es durstigen Wüstenwanderern zu Mute sein, die plötzlich das Sprudeln einer Quelle hören und Palmen sich im Winde wiegen sehen. Eine Fatamorgana, dachte ich. Aber nein, Ihr kindlich frohes Lächeln belehrte mich sofort, daß ich es mit keinem Höllenspuk zu tun hatte.

Ihre Kenntnis der klassischen Sagen des Altertums erlaubt Ihnen gewiß, sich an jene Szene zu erinnern, in der ahnungslose griechische Fischer unvermutet Zeugen wurden, wie sich Aphrodite, richtig, die Göttin der Schönheit, in einer Muschel aus den sie zärtlich umspielenden Wogen des Meeres erhob. So empfand ich Ihre Erscheinung damals, und so empfinde ich sie noch heute. Weshalb ich denn auch seither, wenn mich nichts Dring-

liches verhindert, täglich für ein Stündchen bei Ihnen erscheine.

Nebenbei! Damit Sie Jasmin nicht ungerecht beurteilen: er hat das Betreffnis inzwischen auf mein Postcheck-Konto einbezahlt. Nicht ohne meiner Frau mit seiner Visitenkarte eine Pralineschachtel erster Provenienz und eine Orchidee gleich edler Herkunft zukommen zu lassen.

Aber nun, Fräulein Jukunde, möchten Sie natürlich endlich erfahren, warum ich heute so traurig gestimmt bin. Darf ich Ihnen übrigens ein Fläschchen Schweppes, Lemon offerieren? Ich selber nehme, wie immer, ein helles Bier. Und nun hören Sie wohl zu:

Patienten, die mich zum ersten Mal aufsuchen, führen sich nicht selten mit einem Gruß von einem meiner dankbaren Patienten ein. Diese Gepflogenheit hat, wie so vieles in diesem Leben, zwei Seiten. Einerseits hilft es mit, zwischen Doktor und Patient jenes Vertrauensverhältnis zu schaffen, das die günstigste Voraussetzung für jede ärztliche Bemühung ist. Andererseits ist es peinlich, wenn ich mich an die grüßende Persönlichkeit nicht, oder schlimmer, falsch erinnere. Das kann zu zeitraubenden Auseinandersetzungen führen, die sich weder für den Patienten noch für mich bezahlt machen.

Nun, Fräulein Jukunde, die Dame, die mich heute erstmals aufgesucht hat, führte sich zunächst weder durch einen Gruß noch sonstwie ein. Bei der Dame, die wir, um der ärztlichen Schweigepflicht Genüge zu tun, Frau Schaltegger nennen wollen, handelte es sich, wie die Untersuchung zeigte, um eine Rhinitis Vasomotorica, also um einen hartnäckigen allergischen Schnupfen. Lästig, aber keineswegs beunruhigend. Als ich Frau Schaltegger mit dieser tröstlichen Erklärung und den entsprechenden Rezepten verabschieden wollte und ihr, wie ich das gewohnt bin, um keine Zeit zu verlieren, auf dem Weg zur Türe vorausging, diese öffnete und ihr die Hand schüttelte, wandte sie sich, statt

Illustration Toni Businger

die Schwelle zu überschreiten, nach mir um und fragte mich, ob ich der Peter Raschein sei, der seinerzeit mit ihrem Bruder das Gymnasium besucht habe.

Wenn es um Schul- oder Militärkameraden geht, Fräulein Jukunde, reut mich die Zeit grundsätzlich nicht, mich an sie zu erinnern, selbst falls die Beziehung nur kurz oder locker gewesen sein sollte. Aber meine Bemühung, mich an einen Schulkameraden Schaltegger zu erinnern, blieben erfolglos.

«Schaltegger?» fragte ich. Aber nun kam mir Frau Schaltegger zu Hilfe. Ihr Bruder habe natürlich nicht Schaltegger geheißen, sagte sie, sondern Leisi. Sie habe nämlich als ledig Leisi geheißen, und so auch ihr Bruder.

Leisi! Das war natürlich etwas anderes. An den Schulkameraden Leisi erinnerte ich mich allerdings. Aber es war keine angenehme Erinnerung.

Fräulein Jukunde, ich frage mich wirklich, ob ich Sie mit dieser üblen Geschichte beschweren soll. Ja? Schön ich beuge mich Ihrem Wissensdurst. Überdies kann es nichts schaden, wenn Sie früh erkennen, zu welchen Schandtaten Männer schon als Gymnasiasten fähig sind. Sie mögen dann ermessen, was von ihnen zu erwarten ist, wenn sie erst einmal älter geworden sind.

Es erhebt sich jetzt allerdings ein kleines Hindernis: ob Sie wohl als weibliches Wesen in der Lage sind, einzuschätzen, was Klassengeist für Jünglinge im Gymnasiastenalter bedeutet? Der Klassengeist, den ich meine, hat nichts mit dem politischen Inhalt dieses Begriffes zu tun. Es handelt sich dabei vielmehr um jenes Gefühl der Verbundenheit, das eine Schulklasse zusammenhält und es verbietet, einen Kameraden Angriffen von außen preiszugeben. Und das, wohlverstanden, ohne Rücksicht darauf, ob man den Angegriffenen mag oder nicht, und wohl auch, ob er sich im Recht oder Unrecht befindet. Sie finden das moralisch fragwürdig, Fräulein Jukunde? Das mag es wohl sein. aber ich kann Sie versichern, daß es dennoch ungefähr das wertvollste Gefühl ist, dessen Burschen in diesem Alter fähig sind.

Wenn ich, Fräulein Jukunde, Zweifel hege, ob Sie als junges Mädchen das ganz verstehen, so bitte ich Sie ernstlich, das keineswegs als Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts aufzufassen. Falls in Mädchenklassen das Gefühl der Zusammengehörigkeit wirklich weniger ausgeprägt sein sollte, dann würde ich das allein dem Umstand zuschreiben, daß Mädchen dieses Alters schon entwickeltere Einzelwesen sind, die das Schulleben weniger wichtig nehmen, und denen zudem das Schulwissen leichter eingeht als den Buben.

Ich konnte das auch bei meinen eigenen Kindern feststellen. Während Benjamin so ungefähr jedes dritte Semester nur provisorisch promoviert wurde und ich deshalb, sowie aus disziplinarischen Gründen, mindestens einmal jährlich einen Bußgang auf das Rektorat antreten mußte, hat mir meine Tochter in dieser Hinsicht nie die geringsten Schwierigkeiten verursacht. Außer damals, als Nana mit sechzehn

Warum habt ihr Paul verraten?

Jahren auf den unglücklichen Einfall kam, Dompteuse werden zu wollen und die Schule zu verlassen.

Ich habe es einzig meinem Schwiegervater zu verdanken, daß sie noch vor den Sommerferien von ihrem Vorhaben abgerückt ist. Ja, dem alten Obersten. Hilfsbereit wie er ist und als Mann der raschen Entschlüsse, brachte er sie nämlich mit einem seiner ehemaligen Kameraden aus der Rekrutenschule zusammen, der Dompteur gewesen ist. Er verdient heute sein kärgliches Altersbrot als Besitzer eines Hundezwingers. Dieser Mann muß dann der Nana erklärt haben, Dompteur sei wirklich ein schöner Beruf, für jeden, der sich dafür berufen fühle. Schade sei nur, daß sich heute keine Hilfskräfte mehr finden und sich die Tätigkeit des Dompteurs gegenwärtig zur Hauptsache in der Reinigung der Käfige vom Unrat erschöpfe. Außerdem müsse man natürlich damit rechnen, wie die meisten Kollegen früher oder später von den Bestien zerrissen zu werden, oder doch einen bleibenden Denkzettel abzubekommen. Worauf der Mann, wohl um zu beweisen, daß es sich bei dem, was er sage, nicht bloß um Redensarten handle, zuerst sein linkes Bein und dann seinen rechten Arm abmontierte. Die beiden Glieder waren Prothesen.

Aber ich bin, wie Sie sehen, auf ein Nebengeleise geraten. Zurück zum Klassengeist!

Der Vorfall, von dem ich Ihnen berichten will, hat sich in der vierten Gymnasialklasse zugetragen. Wir waren also alle um die sechzehn Jahre herum. In Stellvertretung unseres erkrankten Englischprofessors unterrichtete uns ein Hilfslehrer. Ein allen sehr sympathischer Mann, jung und großzügig. Leider veranlaßte uns die Zuneigung, die wir für ihn empfanden, keineswegs, ihm seine Aufgabe zu erleichtern. Im Gegenteil, wir benutzten die gelockerten Zügel, um allerlei Allotria zu treiben. Der Lehrer war zu weitherzig, um uns das ernstlich zu verübeln, und zu unerfahren, um die Unrast zu meistern. Das mag gewisse Professoren im Unterrichten gestört und veranlaßt haben, sich zu beschweren. Auf jeden Fall stand eines Tages der Rektor, ohne daß sein Kommen beachtet worden wäre, mitten in einer Stunde in unserem Klassenzimmer. Er wurde Ohrenzeuge von verschiedenen kräftigen Pfiffen. Die Pfiffe waren nicht für ihn bestimmt gewesen. Eigentlich auch nicht für den Lehrer. Sie waren einfach der unpassende Ausdruck unserer unterdrückten Lebensgeister am unpassenden Ort.

Natürlich trat, sobald wir den Rektor bemerkt hatten, betretenes Schweigen ein. Einmal weil wir wußten, eine Maßregelung verdient zu haben, dann aber auch unseres Lehrers wegen. Wir fühlten, wie tiefunglücklich er über den Zwischenfall war. Er blieb denn auch von dieser Stunde an von der Schule verschwunden. Wahrscheinlich war er entlassen worden, weil man ihn für unfähig hielt, für Disziplin zu sorgen.

Für uns Schüler hatte die Angelegenheit zunächst keine Folgen. Kein Lehrer äußerte sich dazu auch nur mit einem Wort. Aber wir wußten natürlich, daß die Sache auch für uns noch nicht erledigt war. Es lag eine Drohung in der Luft.

Drei Tage später rückte der Rektor wieder unangekündigt bei uns an. Er erklärte feierlich, es sei uns wohl klar, daß unsere Pöbelei geahndet werden müsse. Aber da es ihm widerstrebe, Unschuldige mit den Schuldigen zu strafen, fordere er die Pfeifer auf, mutig zu ihrem Vergehen zu stehen.

Grabesstille. Keiner meldete sich.

Nach einer angemessenen Wartefrist verkündigte der Rektor mit gepreßter Stimme, die uns deutlich machen sollte, wie groß seine Enttäuschung sei, er sehe sich nun leider gezwungen, der Reihe nach jeden Einzelnen aufzurufen und ihn bei seiner Ehre zu fragen, ob er gepfiffen habe. Er hoffe bestimmt, daß keiner so feige sei, ihm vor der Klasse ins Gesicht zu lügen.

Jeder einzeln aufgerufene Schüler erklärte, nicht gepfiffen zu haben.

Der Rektor zeigte sich von diesem Ergebnis bestürzt. Es gebe also, sagte er, in unseren Reihen Subjekte, oder mindestens ein solches, das sich nicht nur nicht scheue, schamlos zu lügen, sondern auch davor nicht, seine Mitschüler dem Verdacht auszusetzen, ehrlose Gesellen zu sein. Er habe immer von dem guten Geist der Klasse 4 c gehört und hoffe nun nicht auch noch in dieser Beziehung enttäuscht zu werden, weshalb er denn die Klasse auffordere, ihm frei und unerschrocken die Schuldigen zu nennen.

Schweigen.

Den Arrest, zu dem wir anschließend verknurrt wurden, haben wir in gedrückter Stimmung abgesessen. Später hörte man munkeln, bestimmte Schüler seien einzeln zum Rektor zitiert worden, die er mit vielen guten Worten und unter der Zusicherung strengster Verschwiegenheit bewegen wollte, die Pfeifer zu nennen. Aber etwas Gewisses darüber kann ich nicht sagen, da sich keiner der mir näher stehenden Kameraden unter den Zitierten befand.

In der Folge hörte man nichts mehr von der Angelegenheit. Aber sie hinterließ in der Klasse noch lange ein ungutes Gefühl. Nicht zu allerletzt, glauben Sie mir das, weil sie sich für den Hilfslehrer, den wir ja alle gut mochten, so übel ausgewirkt hatte.

Fräulein Jukunde, Sie fragen sich jetzt gewiß, wie denn diese Pfeifgeschichte mit meinem Schulkameraden Leisi zusammenhängt. Die Verkettung besteht darin, daß auch Leisi zu den Pfeifern gehörte. Paul konnte pfeifen und wußte das. Sein Pfeifen war weder gegen den Hilfslehrer noch gegen sonst jemanden gerichtet gewesen. Bei ihm war es eine gekonnte und genußvolle musikalische Äußerung. Aber nach ungefähr einem halben Jahr verschwand Leisi von der Schule.

In dem Schreiben, mit dem seinem Vater mitgeteilt wurde, daß sein Sohn nicht promoviert worden sei und für ihn keine Möglichkeit bestehe, zu repetieren, stand nichts von dem Pfeifzwischenfall. Der Entscheid wurde mit ungenügenden Leistungen begründet.

So ganz leuchtete das keinem von

uns ein. Wir hegten den unbestimmten Verdacht, daß die Pfeiferei doch irgendwie zu seinem Ausschluß beigetragen habe. Aber ein eher schwacher Schüler war Leisi natürlich gewesen. Außerdem hatte jeder genug mit sich selber zu tun, und so wurde denn Paul, so beliebt er gewesen war, bald vergessen.

Drei, vier Jahre später vernahm man, Leisi habe sich das Leben genommen. Ich erinnere mich noch heute, daß ich, als ich damals von seinem freiwilligen Tod hörte, vor allem an den Vater von Leisi dachte und mein Mitgefühl insbesondere diesem alten Manne galt, alt natürlich nur in meinen Augen. Vater Leisi mochte zu jener Zeit so um die 50 Jahre zählen. Ich kannte ihn von der Geburtstagsfeier her, zu der Leisi in der dritten Klasse alle Schulkameraden eingeladen hatte.

Die Feier fand in einer weitläufigen, eben fertig erstellten Villa an bester Lage mit Aussicht auf See und Gebirge statt. Alles, was man dort zu sehen bekam, war neu und prächtig. Die Bewirtung für unsere Begriffe verschwenderisch. Es machten sich verschiedene Dienstboten zu schaffen. Die Mama war eine stille, bleiche Frau, die uns alle nur freundlich anlächelte. Sie ist übrigens bald nachher gestorben. Vor allem war der Papa da. Er schüttelte jedem von uns verschiedentlich die Hand und versicherte jedem einzeln, wie sehr er sich freue, die lieben Freunde seines Sohnes kennen zu lernen. Er hatte für jeden ein gutes Wort und erwies sich als unerschöpflich im Erzählen lustiger Spässe.

Das war für uns sehr ungewohnt. Unsere eigenen Väter waren ernste Figuren, die auch an Geburtstagen, sofern man diese mit Einladungen feierte – zu denen aber nie die ganze Klasse eingeladen wurde –, kaum in Erscheinung traten.

Die riesige neue Villa, die prächtige Innenausstattung, die üppige Bewirtung, die geschäftigen Dienstboten, und erst recht der ausgelassene Papa wären uns sonst wohl überall als verächtlich und lächerlich erschienen. Zu meinem Erstaunen war das hier nicht der Fall. Alle hatten das Fest als sehr schön empfunden. Und allen hatte vor allem Papa Leisi gefallen.

Wie war das zu erklären? Ich vermute die Ursache darin, daß wir alle die unbändige Freude dieses Vaters an seinem Sohn fühlten, der nicht wie er als Handlanger beginnen muß, sondern als bei allen Kameraden anerkannter und beliebter Studiosus einer frohen Zukunft als Leiter des Transportunternehmens, das er, der Vater, gegründet hat und ihm einmal hinterlassen wird, entgegensieht. Vielleicht ist wirklich aus diesem Eindruck heraus zu verstehen, warum wir, die wir doch sonst allen Gefühlsäußerungen frostig und mißtrauisch begegneten, für Vater Leisi an jenem Abend eine fast zärtliche Zuneigung empfanden. Wie mußte der Tod dieses Sohnes diesen Vater getroffen haben!

Aber seit dem Ableben Leisis waren nun ja Jahrzehnte vergangen. Ich hatte kaum mehr viel an Leisi und noch weniger an seinen Vater gedacht. Bis, ja bis mir Frau Schaltegger heute alles wieder in das Gedächtnis rief. Und Sie begreifen nun, Fräulein Jukunde, daß ich diese Erinnerung als keine angenehme bezeichnet habe.

Unklar war mir bloß, ob Frau Schaltegger etwas von der Pfeifgeschichte wußte.

Nicht lange. Frau Schaltegger fragte mich nämlich, ob ich mich an einen Hilfslehrer Studacher erinnere, bei dem wir einmal in der Stunde gepfiffen hätten und dabei vom Rektor überrascht worden waren?

Ich nickte.

«Damit hat Pauls Unglück den Anfang genommen», sagte Frau Schaltegger. «Weil mein Bruder Sie so wohl mochte, will ich Ihnen anvertrauen, welche Folgen jener Bubenstreich für ihn hatte. Kein Mensch außer mir und den beiden Kameraden, von denen Sie hören werden, weiß davon. Der Rektor ist längst gestorben.»

«Vielleicht erinnern Sie sich», fuhr Frau Schaltegger fort, «daß der Rektor, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Pfeifer herauszufinden, drohend verhieß, diese dennoch zu erwischen. Es ist ihm wirklich gelungen, zwar nicht alle, aber einen davon ausfindig zu machen und diesen einen für alle zu strafen: Paul.»

Ich schildere Ihnen, Fräulein Jukunde, den Verlauf der Vorgänge so wie ihn mir Frau Schaltegger erzählt hat:

An einem Samstag nach der letzten Stunde war Paul von zwei Kameraden abgefangen und in das leere Klassenzimmer zurückgeführt worden. So ginge es nicht mehr weiter, erklärten sie ihm. Sie wollten nicht länger als Lügner dastehen. So seien sie eben beim Rektor gewesen und hätten sich ihm anerboten, den Schüler, der gepfiffen habe, dahin zu bringen, sich doch noch freiwillig zu stellen. Als gute Kameraden würden sie es aber nur tun, wenn sie sicher seien, daß dieser dann nicht aus der Schule fliege. Der Rektor habe es ihnen nach einem langen Gemeise schließlich in die Hand versprochen. Er könne froh sein, aber er müsse sich jetzt sofort stellen, damit den Rektor sein Versprechen nicht noch reue. Darauf hätten die zwei Paul in die Mitte genommen und vor das Rektorat gebracht. Dort klopften beide noch eigenhändig an die Türe und blieben wartend stehen, bis «herein» gerufen wurde.

Drinnen habe der Rektor Paul lange stehen lassen, ohne ihn auch nur anzusehen. Dann sei er vor ihn hingetreten und habe erklärt, Paul verdanke es nur der mutigen Fürsprache seiner zwei Kameraden, daß er ihn auf Zusehen hin bloß mit Arrest bestrafe. Wenn er es aber nicht für sich behalte, wer ihn zur Vernunft gebracht habe, werde er sofort relegiert.

Was sagen Sie, Fräulein Jukunde, zur Angeberei dieser Burschen und zu der moralischen Sauce, mit der sie ihre Niedertracht übergossen haben? Ich hätte das weder dem einen noch dem andern zugetraut. Keiner der beiden hat sich in der Schule irgendwie auffällig gemacht. Sie gehörten weder zu den besten, aber auch nicht zu den gefährdeten Schülern. Allerdings –

Warum habt ihr Paul verraten?

aber darauf besinne ich mich erst jetzt – fehlte ihnen der richtige Anschluß an die Klasse. Sie besaßen kaum Freunde und waren auch unter einander, so viel ich weiß, nicht näher verbunden. Was mag die beiden getrieben haben, sich zu dieser Untat zu verbünden? Und: warum hat sich Paul damit abgefunden, als der einzige Schuldige dazustehn? Er wußte doch, daß mehrere gepfiffen hatten, darunter sogar, wenn auch vorsichtig, einer der Angeber. Und vor allem: warum hat er die Verräter nicht preisgegeben, auch nicht, als er bereits von der Schule verwiesen war?

Aber zurück zu Frau Schaltegger.

«Sie wissen wohl», fuhr sie fort, «daß Paul zwei Jahre später aus dem Leben geschieden ist. Ein Mitschüler des Instituts, an dem er sich auf die Matur vorbereitete, behauptete, Paul sei so verzweifelt gewesen, weil er erfahren habe, daß unter den Examinatoren zwei seiner früheren Lehrer am Gymnasium saßen, die ihn natürlich durchfallen ließen. Aber ich kann nicht glauben, daß das der Grund gewesen ist. Paul war seit langem immer merkwürdiger geworden. Er hatte auch angefangen zu trinken», sagte Frau Schaltegger, «was ihn schließlich wirklich von uns weggetrieben hat, weiß ich nicht, er hatte seit Monaten nicht mehr richtig mit mir gesprochen.»

Frau Schaltegger wischte sich verstohlen eine Träne von der Wange.

«Sie können sich wohl vorstellen», meinte sie, «wie die Todesnachricht meinen Vater getroffen hat. Er war ein so fröhlicher Mensch. Sie kannten ihn doch. Sie nahmen ja auch an jener Geburtstagsfeier von Paul teil und fühlten damals sicher, wie stolz er auf seinen Sohn war. Er konnte es einfach nicht fassen, daß Paul von uns gehen konnte. Wenig später hat er sein Unternehmen verkauft und ist stiller und stiller geworden. Gegen das Ende saß er nur noch stumm da, lächelte und schüttelte den Kopf. Das Gräßlichste war, als er anfing, sich Vorwürfe zu machen, er sei es gewesen, der Paul in den Tod getrieben habe. Er ist bald darauf an einem Schlag gestorben.»

Das ist es, was mir Frau Schaltegger gewissermaßen unter der Türe anvertraut hat. Aber bevor sie mich verließ, sagte sie noch etwas:

«Jetzt verstehen Sie wohl», sagte sie, «weshalb ich mit meinen Beschwerden gerade zu Ihnen gekommen bin. Ich hätte schon lange gerne mit einem Menschen über diese Dinge gesprochen. Aber es mußte jemand sein, von dem ich annehmen konnte, daß er sich freundlich an Paul erinnert. Und jetzt, nachdem ich Ihnen alles gesagt habe, kommt es mir fast vor, wie wenn ich es in seinem Auftrag getan hätte. Denn als er – vielleicht ein halbes Jahr vor seinem Tode – sich noch einmal mit mir wie früher ausgesprochen hat, da sagte er auch: den Raschein, den Peter Raschein, den hätte er eigentlich gern noch einmal gesehen.»

Auch mir wäre es nun lieb gewesen, wenn ich ihn noch einmal gesehen hätte, den Leisi. Aber eben, ich hätte diesen Wunsch so um die dreißig Jahre früher haben müssen.

Übrigens: erinnern Sie sich an den zartbesaiteten Jüngling, von dem ich Ihnen erzählte? Wir haben ihn, wenn ich mich nicht täusche, Jasmin genannt. Nun, nach Frau Schaltegger ist er der einzige von uns gewesen, der sich Paul nach seiner Relegierung angenommen hat. Paul war sogar bei Jasmin Feriengast auf dem kleinen Schlößchen in der Waadt, das damals noch im Besitz der Familie gewesen sein muß.

Jetzt, Fräulein Jukunde, verstehen Sie gewiß, warum ich traurig gestimmt bin. Als Angehörige der jungen Generation, die – matter of fact – jedem Gefühlsüberschwang abhold ist, mögen Sie meinen Schmerz als übertrieben empfinden. Begreiflich, angesichts der Greuel in Vergangenheit, Gegenwart und, wie zu befürchten ist, auch in der Zukunft, fällt ein Geschick wie das meines Schulkameraden Leisi nicht schwer ins Gewicht. Aber was wollen Sie, es beschäftigt mich doch. Insbesondere frage ich mich, warum wohl die beiden Paul ausgeliefert haben. Welchen Gewinn versprachen sie sich davon? Konnte die Tat ihrem Ehrgeiz schmeicheln, eine Erweiterung ihres Machtbereichs bringen, eine Liebesbegehrlichkeit stillen, kurz eine der Leidenschaften befriedigen, die doch üblicherweise den großen wie den kleinen Vergehen zu Grunde liegen? War es das Bedürfnis, Schicksal zu spielen? Oder konnte der Verrat, ohne besonderen Anlaß, bloß der dumpfe Ausbruch reiner Bosheit gewesen sein?

Sehen Sie mich nicht so sonderbar an, Fräulein Jukunde! Der Einwand, den ich in Ihren Augen lese, ist zwar berechtigt, aber Sie sind noch zu jung, um wissen zu dürfen, daß in jedem Menschen ein Verräter lauert.

Wie? Was meinen Sie? Verzeihen Sie, liebes Kind, es ist höchste Zeit, mich zu verabschieden. Morgen findet sich bestimmt die Möglichkeit, von den unschuldigen kleinen Sorgen und Freuden zu reden, die Ihr junges Herz bewegen.

O Jee!
O Jee!

Von Franco Barberis